

Alles Hakuna Matata

Kein Problem in Kenia



Navyo Brigitte Lawson

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Dateien sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Navyo Brigitte Lawson

Alles Hakuna Matata – Kein Problem in Kenia

ISBN 978-3-95781-099-1

© Text und Bilder: 2011 Navyo Lawson

© 2. überarbeitete Auflage Hierophant-Verlag 2023

Deutsche Erstausgabe 2011 Books on Demand GmbH, Norderstedt (ISBN 9783842367173)

Korrektur und Redaktion: Bettina Peters

Cover, Grafik, Satz, Typografie: Torsten Peters



Hierophant-Verlag

St.-Ingberter-Straße 10 – 67071 Ludwigshafen

<https://www.hierophant-verlag.de>

Alle Rechte der deutschen Ausgabe, auch der fotomechanischen Vervielfältigung und des auszugsweisen Abdrucks, vorbehalten.

Anmerkung des Verlags:

Wir verzichten zugunsten des fließenden Lesens auf das Gendern. Selbstverständlich sprechen wir IMMER alle Menschen an – wir alle sind eine große Familie, die gemeinsam durch diesen Prozess des Wandels geht. Dies ist ein Wandel tief in uns drin, der unser Leuchten in eine neue Welt trägt. Es darf fließen – ganz ohne künstliche Sternchen.

Navyo Brigitte Lawson

**Alles Hakuna
Matata
Kein Problem in
Kenia**

Roman

Inhalt

Über dieses Buch	6
Aufbruch	8
Ankunft im Unbekannten	16
Myria	28
Verwirrung	36
Vinnies düsterer Plan	46
Manipulation	56
Lucias Forschungsreise beginnt	74
Jonathan	87
Ein Sturm zieht auf	98
Trugbilder	111
Überzeugungskunst	124
Das Herz kennt die Wahrheit	133
Misstrauen	146
Innere Wegweiser	155
Falsche Fährte	167
Bedrohtes Glück	178
Zwei Welten	195
Vinnie schlägt zu	210
Die Kraft der Akzeptanz	227

Phönix erhebt sich aus der Asche	244
Danksagung	264
Autorin	265

Über dieses Buch

Unter der heißen Sonne Afrikas, der üppigen tropischen Natur, dem beständigen Rauschen des indischen Ozeans entfaltet sich die Geschichte, in welcher Intrigen und tiefe Gefühle das schweizer Ehepaar in Verwirrung und Chaos führen.

Während Jonathan sich in Kenia abgesetzt und dort ein neues Leben aufgebaut hat, reist ihm Lucia nach, um ihn zu überraschen. Doch große Enttäuschung und Verwirrung machen sich breit, als Lucia feststellen muss, dass sie im Leben ihres Mannes keinen Platz mehr hat. Dieser führt nun ein Restaurant und versucht, sich in die kenianische Lebensweise einzuleben. Seine Freundin und der Manager genießen Jonathans volles Vertrauen, bis eines Tages ein plötzliches, katastrophales Ereignis alles erschüttert.

»Ich möchte Klarheit finden«, sagt Lucia in einem Gespräch mit Myria, der sie auf geheimnisvoller Weise begegnet. Myria, eine weise Frau, hat viel zu sagen über das Leben und begleitet Lucia mit ihrem erfrischenden Humor durch die Verwirrungen. Mit viel Verständnis für die menschlichen Bedürfnisse und Nöte weist Myria einen Weg aus dem Leiden heraus in die Unabhängigkeit, Freiheit und Liebe.

Dieses Buch ist jenen gewidmet, die bereit sind, Krisen als Chance zur Bewusstwerdung anzusehen.

**In jeder Begegnung liegt schon der Abschied
In jeder Geburt liegt auch der Tod
In jedem Sterben liegt das Erwachen
In jedem Abschied der Neubeginn**

**So durchwandern wir den Kreis des Lebens
Durch die Gesetze der Dualität
Um schließlich zu verschmelzen im Ozean des Ganzen
In einer neuen Realität.**

(Navyo)

Aufbruch

Lucia lehnte sich in ihrem Sitz zurück. Schon fünf Stunden war sie nun in diesem Flugzeug, das von Zürich nach Mombasa in Kenia flog.

Wie froh war sie, einen Fensterplatz ergattert zu haben. Die anderen Fluggäste schliefen oder betrachteten in ihren kleinen Monitoren einen der Filme, die angeboten wurden. Lucia lehnte sich dicht an die Fensterscheibe und blickte auf Hunderte von grünen, gelben und rötlichen Quadraten, die sich über das weite Land unter ihr erstreckten. ‚Ob das wohl Plantagen sind, vielleicht im Sudan oder in Äthiopien?‘, fragte sie sich und wusste nicht genau, über welchem Land sie sich befanden. ‚Bei so vielen Plantagen müsste das Land ja sehr reich sein‘, dachte sie und verstand nicht, warum nur immer von Armut in diesen Ländern die Rede war.

Noch etwa drei Stunden nach Mombasa. Lucia war sehr müde, doch sie konnte nicht schlafen. Zu viel ging ihr durch den Kopf. ‚Wie würde es sein in Kenia? War sie nicht verrückt, einfach so, ganz allein diese Reise zu unternehmen?‘ Sie kannte ja dort niemanden außer ihrem Mann, von dem sie seit bald einem Jahr getrennt lebte. Er hatte ihr mitgeteilt, dass er ein Restaurant aufgebaut und nun ein neues Leben begonnen habe. Es wäre schön, wenn sie ihn mal besuchen und sich selbst davon überzeugen würde, wie erfolgreich und selbständig er nun sei, hatte er geschrieben.

‚Ach, wenn es doch nur so wäre!‘, dachte Lucia mit einem Seufzer von Sehnsucht. Irgendwie wollte sie es nicht recht glauben, denn zu lange hatte sie darauf gewartet, dass ihr Mann seine Träume verwirklichen würde. Immer wieder hatte er eine geniale Idee gehabt, und doch blieb der Erfolg jedes Mal aus. Er hatte als Lastwagenfahrer gearbeitet, um die Familie zu ernähren. Doch glücklich war er nie gewesen, das hatte Lucia gut gespürt.

Wenn er abends oder manchmal auch erst am Wochenende nach Hause gekommen war, schien er immer häufiger genervt und abgespannt, hatte nur noch Lust auf Fernsehen, war wortkarg

geworden und gereizt. Doch wenn Lucia ihn gefragt hatte, wie er sich fühle, hatte er gemeint, es sei alles bestens.

Lucias Therapeut hatte gesagt, ihrem Mann fehle es an Selbstbestätigung. Er brauche etwas, womit er Erfolg haben könne. An Lucias Seite würde er sich ständig minderwertig vorkommen.

„Und ich habe doch so viel getan, damit er sich wohlfühlt“, sagte Lucia zu sich selbst und schluckte den Schmerz hinunter. „Ich habe den ganzen Haushalt geschmissen, die Erziehung der beiden Kinder übernommen, mich als Innendekorateurin bewährt. Wir hatten genug Geld, hatten ein schönes Haus, eigentlich alles, was wir einst wollten.“

Und doch war auch Lucia in den letzten Jahren nicht mehr glücklich gewesen. Zu viel Stress! Wie viel hatte sie sich doch abgefordert, um es allen recht zu machen! Sie hatte sich stets um alle Familienmitglieder gekümmert, Lösungen für deren Probleme gesucht und gefunden, sie hatte alles im Griff! Und doch war es nie genug gewesen.

Das Klingelzeichen zum Anschnallen riss Lucia aus ihren Gedanken. Sie war immer noch angeschnallt. Sie würde diesen Sicherheitsgurt nur öffnen, wenn sie den Platz verließ, denn das Fliegen war ihr etwas unheimlich. Heftige Luftstöße brachten das Flugzeug ins Rütteln. Über Lautsprecher beruhigte jetzt der Kapitän die Fluggäste: »Wir überfliegen gerade einige Turbulenzen. Bitte bleiben Sie angeschnallt, bis das Zeichen erlischt.«

Lucia nahm ihren Gedankenfaden wieder auf.

Jonathan ... eigentlich war er der Mann ihrer Träume gewesen. Seine freundliche, humorvolle Art und sein Ideenreichtum hatten sie stets fasziniert. Äußerlich war er ein attraktiver, kräftiger Mann, groß und breitschultrig, mit blondem Haar, graublauen Augen und starken Armen. Sein Haar war inzwischen zwar nicht mehr so dicht und hatte einen Grauschimmer, aber er sah trotzdem recht gut aus, fand Lucia.

Wie glücklich sie doch am Anfang ihrer Ehe gewesen waren. Und wie viel hatte sie doch getan, um dieses Glück zu erhalten.

Aber dann war genau das Gegenteil geschehen: Sie war zusammengeklappt. Eines Tages, im November, als sie einfach nur noch weinen und keinen klaren Gedanken mehr hatte finden können, ja nicht einmal mehr aus dem Bett gekommen war ...

Ihr Mann hatte damals den Arzt alarmiert, und der hatte Lucia eine Spritze verabreicht und sie für zwei Wochen krankgeschrieben. Aber auch nach zwei Wochen hatte sich Lucia nicht besser gefühlt. Ständig hatten sie Weinkrämpfe ergriffen, manchmal sogar mitten auf der Straße, beim Einkaufen. Sie hatte sich so schwach gefühlt, so aufgewühlt und das Schlimmste daran war: Sie hatte sich nicht mehr im Griff gehabt! Sie hatte keinen klaren Gedanken mehr fassen können, sogar einfache Hausarbeiten waren plötzlich zu viel geworden. Selbst ihre Arbeit als Innendekorateurin, die sie so geliebt hatte, war ihr plötzlich als eine Qual erschienen. Sie hatte keine Ideen, und für alles benötigte sie so viel Kraft!

Auf Anraten des Arztes hatte sich Lucia in der psychiatrischen Klinik ambulant behandeln lassen. Sie hätte ein klassisches Burnout-Syndrom, war ihr gesagt worden.

Jonathan hatte angeboten, zu Hause zu bleiben um sich um Lucia zu kümmern. Doch das war ihr so peinlich gewesen! ‚Er wird doch bei seiner Arbeit gebraucht!‘, hatte sie sich eingeredet, ‚und überhaupt, er soll doch nicht mit meiner Krankheit belastet werden!‘ Mit solchen Gedanken hatte Lucia seine Hilfsangebote energisch abgewehrt.

Jonathan, der tatsächlich hilflos gewesen war in dieser Situation, hatte sich immer mehr zurückgezogen. Er hatte keinen zusätzlichen Ärger bereiten wollen. ‚Bloß keine Ansprüche stellen‘, hatte er sich damals gesagt.

Die Kinder, Sabine und Jörg, gingen immer mehr ihrem eigenen Leben nach. Jörg hatte gerade eine Weltreise begonnen, bevor seine Mutter zusammengebrochen war. Er sollte seine Reise nur nicht unterbrechen, hatte sie ihm per E-Mail mitgeteilt. Sabine

war größtenteils mit ihrem Freund zusammen und führte ein selbstständiges Leben. Trotzdem hatte Lucia sämtliche Hausarbeiten für Sabine verrichtet.

Für Lucia war es unerträglich geworden, keine gut funktionierende Ehefrau, Mutter und Berufsfrau mehr zu sein. Eigentlich hatte sie nur noch den Wunsch gehabt, weg zu gehen, weg von allem.

Eines Abends, Jonathan hatte vor dem Fernseher gesessen, hatte sie entschlossen das Gerät ausgeschaltet und gesagt: »Jonathan, ich kann nicht mehr.«

Er blickte auf die zierliche Frau, die nun so kraftlos und zerbrechlich vor ihm stand. Lucia, einst die Frau seiner Träume, war kaum mehr zu erkennen. Ihr sonst kräftiges dunkles Haar hing nun in Strähnen matt herunter, und unter den Augen machten sich dunkle Schatten bemerkbar.

»Ich weiß, aber du bist doch jetzt in Behandlung, bald wird es dir wieder besser gehen«, hatte er sie zu beschwichtigen versucht.

»Nein, Jonathan, es wird mir nicht besser gehen, wenn alles so bleibt, wie es ist«, hatte sie in bestimmendem Ton geäußert. »Ich glaube, ich brauche eine Auszeit. Eine Auszeit von unserer Ehe, von meiner Arbeit, von allem.«

Schweigen.

Jonathan war es gewohnt, dass Lucia den Ablauf des Alltags bestimmte und die Kontrolle nicht aus ihren Händen gab. Das hatte sie von ihrer italienischen Mutter.

»Und, wie stellst du dir das vor?«, hatte Jonathan, ziemlich misstrauisch, gefragt.

»Ich habe heute Linda angerufen. Sie hat mir angeboten, für eine Weile zu ihr zu ziehen. Sie hat ja genug Platz in ihrem Bauernhaus, das sie ja bewohnt«, war Lucias Antwort gewesen.

»Wenn du glaubst, dass du das tun musst«, hatte Jonathan nur gesagt und dann lange geschwiegen.

Hätte Lucia nur gewusst, was er gefühlt hatte, doch er war nie jemand gewesen, der über seine Gefühle sprach. Normalerweise war

sie es, die Diskussionen anzettelte, um Klarheit zu bekommen, denn sie gab sich nicht zufrieden mit Ausreden. Das führte manchmal zu lauten Streitereien. Aber genauso schnell, wie sie aufbrausen konnte, beruhigte sie sich auch wieder, ganz ihrem italienischen Temperament entsprechend, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Eigentlich war sie eine fröhliche Natur, doch an diesem Tag war sie weinend in ihr Zimmer verschwunden.

Einige Tage später hatte er ihr verkündet, dass Frank ihn gebeten habe, mit ihm Ferien in Kenia zu verbringen. Frank meine, eine Abwechslung wäre dringend nötig für Jonathan. Und, da ja Lucia ohnehin nun für eine Weile zu Linda ziehen würde, könnte Jonathan doch diese Zeit für seine Ferien nutzen. Er hätte ohnehin noch viele Überstunden, die er abbauen sollte in diesem Jahr, hatte er ihr erklärt.

Lucia hatte diesen Vorschlag erleichtert und auch etwas eifersüchtig entgegengenommen. Zumindest hatte sie nun gewusst, dass für Jonathan gesorgt war. Somit konnte sie sich erlauben, wenig später das Haus zu verlassen und zu ihrer Freundin Linda zu ziehen.

Lucia und Jonathan hatten damals beide gewusst, dass sie an einem Punkt im Leben angekommen waren, wo etwas Neues geschehen musste. Vielleicht würden sie Antworten auf ihre Situation bekommen, Lucia bei Linda und Jonathan in Kenia. Sein Anruf jedoch, kurz vor Ablauf seiner Ferien, hatte sie sehr aufgewühlt.

»Lucia, ich möchte noch nicht in die Schweiz zurückkommen. Es ist so wunderschön hier. Ich werde meinen Flug verschieben und vorläufig hierbleiben«, hatte er ihr kurz entschlossen mitgeteilt.

Er hatte sie öfter mal angerufen und kurz von seinem Leben im heißen Afrika erzählt, das er nun so schätzte. Die Telefonverbindungen waren jedoch meistens schlecht gewesen und machten lange Gespräche schwierig. Ja, das war vor acht Monaten geschehen, erinnerte sich Lucia, und blickte auf die Uhr. Nur noch kurze Zeit bis Mombasa. Bevor der Sinkflug begann, verzog sich Lucia auf die Toilette, um ein Sommerkleid anzuziehen, und verstaute ihre warmen Sachen im Rucksack.

Lucias Forschungsreise beginnt

Lucia stand vor dem Eingangstor aus Holz, in das ein sitzender Löwe geschnitzt war. Mit seinen wachsamen Augen schien er darüber zu entscheiden, wer Einlass durch das Tor erhielt. Links und rechts des Tores rankten rot, gelb, weiß und orange blühende Bougainvilleas an den Mauern hoch, welche das Grundstück schützend umgaben. ‚Seltsam‘, dachte Lucia, ‚dass hier fast jedes Haus, das Weißen gehört, von Mauern umgeben ist.‘

Sie entdeckte die kleine Glocke, die über dem Türrahmen hing, und zog daran. Ein helles Bimmeln ertönte. Kurze Zeit später hörte sie Schritte. Ein winziges, quadratisches Fensterchen in der Holztür tat sich von innen auf und Lucia erblickte zwei schwarze Augen.

»Jambo«, sagte sie, »ich möchte gerne Myria besuchen. Bin ich hier richtig?«

Die Holztür wurde geöffnet und ein kleiner, sympathischer Mann mit einem freundlichen Gesicht winkte sie herein, dabei strahlten seine weißen Zähne und seine Augen leuchteten: »Karibu, kommen Sie, Myria erwartet Sie schon«.

»Oh«, entfuhr es Lucia überrascht, denn sie hatte sich ja nicht angemeldet. Sie schritt hinter dem Mann durch den üppigen, tropischen Garten. Ganz versteckt unter Palmen entdeckte sie das große typische Makutidach, das eine weite Terrasse überspannte. Myria saß in einem Sessel, der zu einer Polstergruppe gehörte.

Sie begrüßte Lucia: »Wie schön, dass du jetzt den Weg gefunden hast, herzlich willkommen! Trinkst du auch einen Tee?« Mit einer Handbewegung deutete sie auf den freien Stuhl ihr gegenüber, wo Lucia sich nun setzte.

»Ja, danke, gerne. Oh, wie wunderschön es hier ist. Ein kleines Paradies!«, bemerkte Lucia bewundernd.

»Ja, das ist es wirklich«, bestätigte Myria und räkelte sich in ihrem Stuhl. »Hier sprechen nur der Wind und die Pflanzen«, fügte sie

bedeutungsvoll bei, »oder jemand, der wie du etwas zu erzählen hat.« Sie goss Lucia aus der auf dem Couchtisch stehenden Metallkanne Tee in ein Glas: »Das ist kenianischer Tee«, erklärte sie, »Probiere mal, ob er dir schmeckt.« Sie reichte Lucia das heiÙe Teeglas.

Neugierig trank Lucia einen Schluck: »Hervorragend«, sagte sie, lehnte sich in ihrem Sessel zur¼ck und sp¼rte die wohltuende Wirkung des Tees. Ein frischer WindstoÙ wehte ¼ber die Terrasse, bewegte die Palmzweige und Bl¼tenb¼sche und Lucia wurde von einem Gl¼cksgef¼hl erfasst. »Hier ist es, als ob die Zeit stehenbliebe«, stellte sie ¼berrascht fest.

Myria nickte.

»Wohnst du schon lange hier in Kenia?«, nahm Lucia das Gespr¼ch auf.

»Seit zwei Jahren«, antwortete Myria.

»Und ganz allein in diesem groÙen Haus?«

»Manchmal«, l¼chelte Myria. »Es gibt Zeiten, da ist mein Partner hier, und es gibt Zeiten, da ist er unterwegs.«

»Aha«, Lucias Interesse war geweckt. »Ist er also auf Gesch¼ftsreisen?«

»Nein, er geht seiner Lieblingsbesch¼ftigung nach.«

Lucia blickte sie fragend an.

»Weißt du, wir beide erforschen das Leben, jeder auf seine Weise. Mein Mann interessiert sich sehr f¼r Heilpflanzen, Steine und alles, was mit Naturmedizin zu tun hat.«

»Interessant«, sagte Lucia und fragte sich gerade, ob sie ihn wohl zu Gesicht bekommen w¼rde.

Myria schien Lucias Gedanken gelesen zu haben und erkl¼rte: »Er ist gestern gerade f¼r einen Monat abgereist, er unternimmt eine Forschungsreise.«

»Dann bist du also einen Monat ganz allein hier. F¼hlst du dich nicht einsam?«, fragte Lucia etwas erstaunt.

»Nein, nicht im Geringsten«, antwortete Myria heiter. »Ich liebe es, hier den Kl¼ngen der Natur zu lauschen. Es sind ja hier so viele

Lebewesen um mich herum, da wird es nie langweilig!«, meinte sie lächelnd.

»Aber, hast du denn niemals Angst? Immerhin ist es hier ja ein wenig anders als in Europa«, forschte Lucia weiter.

»Ob man Angst hat oder nicht«, sagte Myria tiefsinnig, »ist nicht eine Frage des Ortes, es ist eine Frage der Einstellung.«

»Wie meinst du das?«, Lucia blickte sie interessiert an.

Myria schwieg eine Weile. Dann sprach sie langsam weiter, als ob sie die Worte in ihrem Inneren zuerst hören würde, bevor sie sie aussprechen konnte. »Angst ist eigentlich das Gegenteil von Liebe, die Kehrseite sozusagen. Stell dir vor, es wären beides Plattformen von verschiedenen Welten. Die Plattform von Liebe und die Plattform von Angst. Von der Plattform der Angst siehst du nur in die schwarze Leere, ins Nichts. Man kann es auch Tod nennen. Du bist davon umgeben. Es fühlt sich kalt an, eben leblos. Wer auf dieser Plattform steht, hat das Gefühl, er könne nicht mehr atmen ... Darum gibt es Atemnot, wenn jemand Angstzustände hat, Schüttelfrost ... Im Zustand der Angst befürchtet man, ins Nichts gestoßen zu werden, vergessen ... das ist Einsamkeit.«

»Aber«, fuhr Lucia dazwischen: »Es ist doch nicht jede Angst eine Todesangst? Es gibt doch auch kleine Ängste und überhaupt diverse Ängste?«

Myria, die eben aus ihrem Redefluss herausgerissen wurde, blickte Lucia eine Weile schweigend an. Dann fuhr sie fort: »Weißt du, der Zustand der Angst, das Wesen der Angst, ist immer gleich. Deine Frage bezieht sich auf den Auslöser. Der ist natürlich von allen möglichen Ursachen abhängig. Wie lange und wie intensiv man sich im Zustand der Angst befindet, entscheidet über das Gefühl von großer oder kleiner Angst. Aber der Zustand, die Plattform mit ihrer Aussicht, ihrer Umgebung, ist immer gleich. Verstehst du?«

Lucia nickte.

»Es ist natürlich hilfreich, wenn wir wissen, was der Auslöser ist, der uns in den Zustand der Angst versetzt ... aber, das ist eine Geschichte für sich«, meinte sie verschmitzt. »Nun, du hast mich ja

gefragt, ob ich keine Angst hätte. Und ich habe vorhin gesagt, das sei eine Frage der Einstellung.«

Sie schaute Lucia tief in die Augen, doch der Blick schien durch Lucia hindurch zu gehen. Langsam sprach sie weiter: «Neben der Plattform der Angst ist die Plattform der Liebe. Wer sich dort aufhält, befindet sich in einem Zustand von Geborgenheit, Leichtigkeit und Heiterkeit. Alles lebt rund herum, alles ist miteinander verbunden. Und doch ist da grenzenlose, wohltuende Freiheit und die Gewissheit darüber, dass nichts schiefgehen kann.»

Sie hielt einen Moment inne. Lucia benutzte den Moment und fragte: »Ist Liebe nicht auch Gott?«

»Ja, das könnte man so sagen«, antwortete Myria. «Mit dem Wort *Gott* ist es halt so eine Sache: Alle Menschen benutzen es und niemand kann erklären, was es bedeutet, aber alle scheinen zu wissen, was es ist, und jeder will Recht haben mit seiner Ansicht. Daraus ist so viel Leid entstanden, ja, bis hin zu allen Arten von Kriegen und Unterdrückungen. Darum lasse ich dieses Wort lieber weg.»

»Ich bin katholisch, du auch?«, wollte Lucia wissen.

»Nein«, antwortete Myria, »ich gehöre keiner Religion an. Weißt du, in meinen Augen haben Religionen mehr Unheil angerichtet, als dass sie Menschen in die Liebe geführt haben.« Sie schwieg.

»Aber«, wandte Lucia ein: »Religion kann doch sehr viel Halt und Geborgenheit bieten. Ich sehe meine Mutter, sie ist Italienerin ... wenn sie nicht ihre Kirche und ihren Glauben hätte, würde ihr sehr viel fehlen.«

»Ja, das mag wohl stimmen«, gab Myria zu. «Aber ob die Kirche und der Glaube sie zu tiefer Liebe führen, ist eine andere Frage, die ich aber nicht beantworten möchte. Schließlich kenne ich ja deine Mutter nicht.« Sie lächelte.

»Weißt du, die Kirche führt die Leute in Abhängigkeit. Viele suchen das sogar, und vielen tut es in gewisser Weise vielleicht sogar gut. Ich verurteile das nicht. Aber Liebe und Abhängigkeit tauchen nicht zusammen auf derselben Plattform auf ...«

»Ja, aber«, unterbrach Lucia und runzelte die Stirn: »In einer

Partnerschaft ist man doch auch abhängig voneinander? Oder ... Kinder sind doch auch abhängig von ihren Eltern ...«

Myria schwieg einen Moment. »Das alles sind große Themen, Lucia, die sorgfältig betrachtet werden möchten. In unserer schnelllebigen Welt werden jedoch alle diese Begriffe miteinander vermischt und schaffen dadurch ein großes Durcheinander«, erklärte sie langsam.

»Aber, das ist ja auch nicht so tragisch, oder?« fragte Lucia etwas herausfordernd.

»Nun, es gibt schon viele Menschen, die sich in einer Tragödie befinden. Eben weil sie vieles im Leben ungenau betrachten. Sie sehen schnell etwas, finden, dass es Ähnlichkeit hat mit etwas anderem, das sie kennen. Dann glauben sie, es sei dasselbe und sehen den Unterschied nicht. Sie schauen nicht genau hin, sind zu schnell am Urteilen und identifizieren sich mit dem, was sie erleben. So werden sie verwirrt. Verwirrte Menschen befinden sich nicht auf der Plattform der Liebe.«

Beide schwiegen. Lucia meinte nach einer Weile: »Ich glaube, ich bin auch verwirrt.«

»Nun, deshalb bist du doch zu mir gekommen, nicht wahr?« Myria nahm noch einen Schluck aus ihrem Teeglas. Sie wirkte auf Lucia würdevoll und doch entspannt.

»Du hast mir am Strand gesagt, dass du Klarheit suchst, und ich habe dir angeboten, dir den Weg etwas auszuleuchten, gehen musst du ihn selbst.«

Lucia blickte Myria nachdenklich an. Dann fragte sie, etwas verlegen: »Entschuldige bitte, dass ich das frage, Myria. Aber, was befähigt dich eigentlich dazu? Ich meine ... verstehe mich bitte richtig ... ich kenne dich ja eigentlich gar nicht, und, mich einfach so jemandem anzuvertrauen ...« Lucia war errötet und schämte sich für ihre freche Äußerung.

»Danke, Lucia, es ist sehr offen und ehrlich, dass du das fragst. Ich schätze das sehr. Stimmt, ich habe dir praktisch nichts von mir erzählt. Ich bin Kanadierin und habe indianische Vorfahren. Von ihnen habe

ich sehr viel über das Leben vermittelt bekommen. Darüberhinaus habe ich Psychologie studiert. Mein schweizerischer Ehemann hat mich nach unserer Heirat in seine Heimat mitgenommen. Dort habe ich lange Jahre als Psychotherapeutin gearbeitet und daneben unseren Sohn ins Leben begleitet.«

Lucia hörte interessiert zu. Ihre Faszination für diese besondere Frau nahm stetig zu. Und wie sie sich ausdrückte ...! »... den Sohn durchs Leben begleitet ..., sie sagte nicht »groß gezogen« oder sowas Ähnliches ... Sie war so ganz anders, als der Psychiater in Zürich, der Lucia behandelt hatte.

Myria nahm den Faden wieder auf: »Was mich dazu befähigt, dir den Weg auszuleuchten, fragst du?«

Lucia nickte.

»Es ist nicht in erster Linie mein Psychologiestudium. Sondern die Tatsache, dass ich mich für die Liebe entschieden habe. Von dieser Plattform aus betrachte ich die Dinge anders, sehe klar, und ...«

»Aber«, fiel ihr Lucia, welche diese Antwort sehr seltsam fand, wieder ins Wort: »Es heißt doch eigentlich, dass wir ohnehin in die Liebe Gottes hineingeboren sind, warum müssen wir uns denn noch dafür entscheiden?«

»Weil wir sehr komplizierte Wesen sind. Ja, wir sind wohl aus der Liebe heraus in die Liebe hineingeboren worden, also immer schon auf dieser Plattform gewesen. Aber ein anderer Teil von uns, unser Ego sozusagen, will das nicht wahrhaben. Es macht uns vor, dass wir auf der Plattform der Angst seien, dass wir uns schützen müssen, dass wir kämpfen müssen, dass das Leben schwierig und hart ist ...«

»Und du meinst«, fragte Lucia nachdenklich: »Dieser andere Teil sollte sich entscheiden, wo er hinwill?«

»Nun, eigentlich geht es darum zu erkennen, welcher Teil wirklich zu uns gehört und welcher von außen übergestülpt worden ist. Das Ego ist angelernt, übergestülpt. Es ist weder gut noch schlecht, aber es gehört nicht zu unserem inneren Wesen«, erklärte Myria. »Das Problem ist, dass die meisten Menschen sich mit dem übergestülpten

Teil identifizieren. Wenn sie aber erkennen, wer sie darunter sind, dann erkennen sie auch, auf welcher Plattform sie sich in Wahrheit befinden. Dann hören sie auf, sich vom übergestülpten Teil dirigieren und kontrollieren zu lassen.«

»Woraus besteht denn dieser übergestülpte Teil, wie du das nennst?«, fragte Lucia etwas skeptisch.

»Das, meine Liebe, ist eine tiefgehende Forschungsarbeit darüber, wie und wovon du geprägt worden bist, was dir von außen beigebracht worden ist von der Gesellschaft, also vom Elternhaus, der Schule, dem Beruf, der Partnerschaft, der Kultur, den Ahnen. Diese Arbeit verläuft bei jedem Menschen anders, obwohl die Prägungen ähnlich sind.«

Myria setzte eine kleine Pause ein. »Wenn du möchtest, dann helfe ich dir bei dieser Forschungsarbeit«, fuhr sie fort: »Ach so, und was mich befähigt: Ich habe meinen übergestülpten Teil erkannt und mich davon verabschiedet. Er ist zwar nicht weg, denn nichts verschwindet wirklich in diesem Universum. Aber er steht neben mir, versucht manchmal, meine Aufmerksamkeit zu bekommen. Doch ich gebe ihm keine Macht mehr. Mein wahres Selbst, ich nenne es das innere Wesen, das hat die Verantwortung für mein Leben übernommen. Und das steht eben, wie schon erklärt, auf der Plattform der Liebe.«

»Hm«, seufzte Lucia. »Klingt irgendwie kompliziert und auch nicht. Also, wenn ich nun erforsche, wie und was mir übergestülpt worden ist, dann erreiche ich die Plattform der Liebe?«, fragte sie, nach Bestätigung suchend.

»Nein«, antwortete Myria.

»Aber, hast du das nicht eben gesagt?«, fragte Lucia etwas hilflos.

»Nein«, entgegnete Myria in ruhigem Ton. »Ich habe gesagt, dass es wichtig ist, die Prägungen zu erforschen. Das ermöglicht dir, zu erkennen, dass dein inneres Wesen eigentlich schon immer auf der Plattform der Liebe gewesen ist, es gibt also nichts zu erreichen.«

»Aber ... wenn das doch schon immer so gewesen ist, warum muss ich denn den übergestülpten Teil erforschen?« Lucia klang etwas genervt.

»Weil du aufgrund deiner Prägungen diese Tatsache nicht

wahrnehmen kannst. Und das ist die Tragödie. Dann glaubst du an Gespenster und lebst in Angst.«

»Ich glaube aber nicht an Gespenster«, antwortete Lucia etwas spöttisch.

»Es gibt viele Arten von Gespenstern. Die Hirngespinnste sind die schlimmsten ... und davon haben wir alle im Überfluss«, schmunzelte Myria.

»Tönt ja endlos, da komme ich ja nie auf einen grünen Zweig«, stöhnte Lucia.

«Oh doch, das kann schneller gehen, als du denkst«, lächelte Myria geheimnisvoll, dann aber sagte sie: «Aber du hast ja auch alle Zeit, die du brauchst! Wenn dieses Leben nicht reicht, kommen noch andere ...«

»Wie ... und du meinst, man kann sich ein ganzes Leben damit beschäftigen, herauszufinden, was einen nun davon abhält, auf diese Plattform zu kommen?« Der Widerstand, der sich in Lucia aufbaute, war spürbar in ihrer Stimme, während sie mit dem Daumen über ihre rosafarben lackierten Nägel strich. Ihre weiße Caprihose schien ihr plötzlich zu eng und das gelb gemusterte Top zu warm.

Myria betrachtete Lucia still. Nach einer Weile setzte sie an: »Lucia, es ist alles ein wenig anders, als du es dir jetzt vorstellst. Weißt du, das alles ist zwar ein großer Prozess, aber er läuft nicht linear.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«, fragte Lucia stirnrunzelnd.

»Das heißt, es geht nicht von A nach B und immer so weiter. Wir bewegen uns in Dimensionen, manchmal auch zickzack, rauf und runter. Versuche nicht, alles mit deinem Verstand zu verstehen, es wird nicht gelingen. Das, wovon ich zu dir spreche, ist für dein Herz bestimmt. Es versteht.«

Lucia schwieg. Einerseits klang das, was sie hörte, verlockend, interessant. Andererseits schossen gleichzeitig viele Zweifel in ihr hoch.

»Wie hast du denn das geschafft?«, fragte Lucia.

»Nun, es gibt nichts zu schaffen. Für mich war es tatsächlich

ein langer, intensiver Weg«, begann Myria zu erzählen. »Doch mein Wunsch, meine Sehnsucht, nach dieser unendlichen bedingungslosen Liebe war so tief, so dringend, so dass alles andere unwichtig geworden war in meinem Leben. Ich suchte, ich forschte, ich ging durch die Hölle ... und wenn ich sage, ich habe mich für die Liebe entschieden, so heißt das, dass ich mich nicht mehr von der Angst hindern lasse. Ich gehe meinen Weg, und dieser Weg ist nie zu Ende. Er führt immer weiter. Ich glaube, es gibt nirgendwo Grenzen in diesem Universum, darum ist es für mich auch so aufregend und immerzu spannend, dieses Leben zu erforschen!«

Sie blickte Lucia in die Augen und sagte: »Weißt du, ich habe einmal gemeint, man müsse Psychologie studieren, um die Menschen verstehen zu können. Ich habe gemeint, man müsse eine therapeutische Ausbildung haben, um Menschen weiterzuhelfen. Ich habe all das getan, studiert, gelesen, gelernt! Inzwischen habe ich aber erkannt, dass es die eigene Erfahrung ist, die zählt. Nur, wer sich selbst gründlich angeschaut hat, wer den Mut hat, die eigenen Masken und Lügen zu durchschauen, kann das innere Wesen erkennen, das sich dahinter verborgen hat. Wer sein inneres Wesen entdeckt hat, hat sein göttliches, unsterbliches Selbst entdeckt. Und damit hat er auch entdeckt, dass dieses in der Liebe selbst geborgen ist. Nur, wer das tatsächlich selbst erfahren hat, kann anderen Menschen tatsächlich Hilfestellung bieten. Die Ausbildungen mögen Hilfswerkzeug sein, doch die Liebe ist das Wichtigste. Mit anderen Worten: Wer sich selbst gefunden hat, kann hinter die Masken der anderen Menschen schauen und ihnen zeigen, wie sie sich davon befreien können. Aber auch da gibt es nur Hinweise. Jeder Mensch ist anders, jeder braucht etwas anderes. Wir können uns einfühlen, können einen Weg leuchten. Aber ob es der richtige Weg ist, findet jeder nur für sich selbst heraus. Jeder Mensch macht seine eigenen Fußstapfen. Es wäre ja bequem, wenn wir in denen der anderen gehen könnten, doch entweder passt die Schrittlänge nicht oder die Fußsohlengröße ...«

Beide lachten bei dieser Vorstellung.

Überzeugungskunst

Jonathan saß zerknirscht im Restaurant, den Kopf in die Hände gestützt. Er konnte nicht fassen, dass er Lucia nicht mehr erreicht hatte, sie war so nahe gewesen! Warum nur meldete sie sich nie bei ihm? Sie kannte doch nun das Restaurant! Ob sie immer noch so sauer war wegen Fatima? Fragen über Fragen überwältigten ihn.

»He, Mr. Jonathan, was ist los?«, hörte er Vinnie fragen, der nun neben Jonathan stand und ihn besorgt anblickte.

»Ach ...«, seufzend ließ Jonathan die Hände sinken und blickte Vinnie an.

»Probleme?«, fragte dieser.

»Ich ... ich habe Lucia gesehen«, eröffnete ihm Jonathan und griff nach seiner Zigarettenpackung in der Hosentasche.

»Wie, wo hast du sie gesehen, wann?«, fragte Vinnie aufgeregt.

»Vor etwa einer halben Stunde.« Jonathan knipste mehrere Male mit dem Feuerzeug, bis endlich eine Flamme hervorsprang und zündete sich die Zigarette an. Dann erzählte er: »Ich wollte ausgehen mit Fatima. Da sah ich Lucia, sie stand vor dem Früchtestand, und als ich schließlich aus dem Matatu ausgestiegen war, war sie weg. Ich halte das einfach nicht mehr aus!« Jonathan schlug die Faust auf den Tisch: »Sie ist also noch da! Was ist bloß los mit ihr? Warum meldet sie sich nie?!«

Vinnie betrachtete seinen Boss aufmerksam. »Aber Mr. Jonathan, sie hat doch gesehen, wie du Fatima geküsst hast!«

»Ja, aber das ist doch kein Grund, sich einfach nicht zu melden!«, schimpfte Jonathan.

»Vielleicht denkt sie, dass sie jetzt unerwünscht ist und du sie nicht sehen willst«, half Vinnie nach.

»Aber ... das passt irgendwie nicht zu Lucia«, überlegte Jonathan ärgerlich, die kommt doch normalerweise und streitet erst mal, die zieht sich nicht einfach zurück! Und überhaupt, ich weiß immer

noch nicht, weshalb sie eigentlich nach Kenia gekommen ist! Was will sie hier? Will sie mir nachspionieren?»

Vinnie zog die Mundwinkel runter und meinte gelassen: »Gut möglich.«

»Ich verstehe das einfach nicht«, seufzte Jonathan und erhob sich. Dann sagte er: »Jedenfalls weiß ich jetzt, dass sie noch hier ist ...«, und entschlossen schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch: »Ich werde sie finden!«

Dabei entging ihm Vinnies erschrockener Blick. Doch dieser sagte aufmunternd: »Und ich werde sie auch noch einmal suchen, Mr. Jonathan.« Vinnie eilte mit schnellen Schritten davon.

»Jonny, hallo!«, stürmisch kam Fatima auf Jonathan zu gerannt und umarmte ihn. »Ich so traurig, weil du nicht gekommen in Bar ... Alles ok jetzt?«, fragte sie und streichelte ihm übers Haar.

»Ja, tut mir echt leid«, entschuldigte sich Jonathan, »es war etwas Wichtiges dazwischengekommen.« Er hatte Fatima kurz per SMS informiert, dass er nicht kommen könne.

»Du siehst gut aus in diesem Kleid«, sagte er anerkennend. Das Kleid hatte er ihr kürzlich geschenkt. Es war sehr teuer gewesen, doch sie hatte so sehr darum gebettelt, so dass er ihr kein Nein entgegenhalten konnte.

»Ja, siehst du!«, lachte sie triumphierend. »Aber schau«, sie blickte auf ihre Füße hinunter: »Diese Flipflops passen nicht dazu. Ich Schuhe brauchen, habe sehr schöne gesehen in Geschäft neben Supermarkt!«

»Ach, Fatima, ich kann doch nicht einfach immer neue Sachen kaufen, das kostet doch alles Geld«, klagte er.

Sie schaute ihn aus großen Augen an und zog ein langes Gesicht, aus ihren Augen sickerten ein paar Tränen: »Dann ich nicht gut für dich.«

»Nein«, beschwichtigte er sie: »So ist es doch nicht gemeint!«

»Dann zeigen! Kaufe mich Schuhe!«

Jonathan seufzte. Wie schnell war sie doch eingeschnappt! Doch

er wollte jetzt keine Szene provozieren, er hatte schon genug Kummer mit Lucia. »Was kosten sie denn?«, fragte er in sanftem Ton.

Sofort erhellte sich Fatimas Gesicht: »Nur dreitausend Schilling!«

»Das ist viel Geld«, sagte er Stirn runzelnd.

»Bitte«, flüsterte sie und lächelte ihn süß an.

Jonathan griff in die Tasche und klaubte ein paar schmutzige zerknitterte Noten hervor. »Ok, hier.«

»Du ein sehr, sehr guter Mann, danke, danke!«, sagte sie fröhlich, zog ihm das Geld hastig aus den Fingern und verstaute es in ihrem Ausschnitt. Dann fiel sie ihm um den Hals und küsste ihn innig. Jonathan ließ es geschehen, doch sein Herz war nicht dabei. Nach einer Weile löste er sich aus ihrer Umarmung und sagte: »Ich bin nicht so in Stimmung, Fatima, sorry«.

Sie schaute ihn entsetzt an: »Was ich falsch machen?«

»Nichts, nichts hast du falsch gemacht«, beteuerte er. »Ich habe einfach ein paar Probleme, das hat nichts mit dir zu tun«, versuchte er ihr zu erklären.

»Aah«, winkte sie ab und sagte energisch: »Gute Frau macht vergessen Probleme. Hakuna Matata. Ich dich glücklich machen jetzt!«, und begann, mit der Hand an seinem linken Bein hochzustreichen.

»Nicht, Fatima, lass das bitte. Ich möchte heute nicht«, sagte er und ergriff ihre Hand.

»Du nicht mehr lieben mich?«, fragte sie mit weinerlicher Stimme.

»Doch, natürlich«, antwortete er und versuchte, den aufkommenden Ärger zu unterdrücken.

»Nein«, sagte sie trotzig und wandte sich ab. »Du nicht mehr lieben.« Sie schien seine Reaktion abzuwarten.

Jonathan überlegte, ob er sich ihr zuliebe den Zärtlichkeiten hingeben sollte. Aber er fühlte sich so schwach, lustlos und verwirrt. Heute empfand er Fatima zum ersten Mal als lästig. Warum konnte sie kein Verständnis zeigen? »Fatima, ich habe Probleme, verstehst du? Ich bin keine Maschine, es scheint, als wäre ich für dich nur wichtig für Geld und Sex! Aber ich habe auch andere Bedürfnisse!«,

brach es plötzlich aus ihm heraus.

Fatima schaute kurz hoch.

»Versteh doch bitte«, versuchte Jonathan nochmals: »Ich habe ziemlich viel Ärger im Moment, alle wollen Geld, nichts läuft, wie es soll ... es ist ziemlich schwierig für mich.«

»Dann du jetzt schlafen«, beschloss sie. »Morgen wieder gut.«

Jonathan suchte ihren Blick, doch dieser schien ihm so leer zu sein. Verstand sie überhaupt, was in ihm vorging?

»Ja, vielleicht«, lenkte er dann ein. »Ok, dann sehe ich dich morgen!« Fatima verschwand leise und zog die Türe hinter sich zu. Es war das erste Mal, dass er sie so beleidigt erlebte!

Jonathan blieb lange wach liegen. Wie kompliziert doch diese Frauen alle waren! Jonathan drehte sich unruhig von einer Seite auf die andere. Was war nur mit Lucia?! Wieder spürte er den quälenden Schmerz in seiner Magengegend.

»Sie ignoriert mich einfach!«, dachte er und spürte, wie die Wut in ihm hochkam. »Welches Spiel spielt sie eigentlich mit mir? Zuerst braucht sie eine Auszeit, trennt sich von mir, und jetzt, da ich mich endlich etwas gefangen habe, taucht sie unvermittelt auf, spielt die Beleidigte, weil ich eine andere küsste! Sie ist doch diejenige, die abgehauen ist!«

Er stand auf, wickelte ein Tuch um seine Hüften und ging auf die Terrasse hinaus. Der Mond hing als dünne Sichel am von Sternen übersäten Himmel. Doch heute sah Jonathan diese Schönheit nicht. Er zündete sich eine Zigarette an und sog gierig daran.

»Und Fatima«, sprach er verärgert zu sich selbst, »ist sowas von geldgierig geworden!«

Er dachte an das Gespräch, das sie vor wenigen Tagen hatten. Fatima war zu ihm gekommen und hatte ihn gebeten, ihren Bruder finanziell zu unterstützen. Er wolle einen Laden eröffnen und brauche Geld dafür. Jonathan hatte abgelehnt. Er war weder bereit noch in der Lage, Fatimas ganze Familie zu unterstützen. Er hatte ja gerade erst für ihre Mutter die Krankenhausrechnung bezahlt.

Fatima hatte etwas beleidigt reagiert, gemeint, ihre Familie sei ihm wohl nicht wichtig.

»Nein, ist sie auch nicht, verdammt noch mal!«, hätte Jonathan am liebsten ausgerufen. Doch er hatte sich beherrscht und ihr zu erklären versucht, dass er nicht so viel Geld habe. Sie hatte trotzig geantwortet, er könne doch zur Bank gehen und welches abheben. Er hatte geantwortet, dass das nicht gehe, man könne nur so viel Geld abheben, wie man auf dem Konto deponiert habe. Sie aber hatte ihn ungläubig angeschaut.

»Geld muss man verdienen, Fatima, bei uns genauso wie hier in Kenia!«, hatte er erklärt. Darauf hatte sie lächelnd geantwortet: »Musungus haben immer viel Geld«, und damit war das Thema offensichtlich beendet gewesen.

Jonathan nahm einen weiteren tiefen Zug von der Zigarette. Offenbar war es nicht möglich, den Leuten hier zu erklären, dass auch für Europäer, eben Musungus, Geld etwas war, das hart erarbeitet werden musste. Aber, wie sollten sie das auch verstehen. Sie sahen ja nur die weißen Touristen, die sich in teuren Luxushotels absonderten. Diese kannten die Afrikaner nur als Dienstpersonal, dem man gnädig ein Trinkgeld hinwarf. Sie wussten nicht, dass das Trinkgeld oft das Mehrfache eines Tageslohnes war, den ein Arbeiter heimbrachte. Die Weißen leisteten sich alles, was man ihnen anbot, nichts war zu teuer, und die Einheimischen waren Künstler im Erfüllen von Wünschen!

»Alles ist möglich!«, beteuerten sie stets, und fanden: »Es kostet nur ein kleines bisschen.« Da die Weißen für alles bezahlten, was sie begehrten, mussten die Afrikaner ja logischerweise annehmen, die Weißen verfügten über unversiegbare Geldquellen. Und natürlich wollten sie auch in den Genuss kommen davon! Sie hatten lange genug unter Sklaverei gelitten.

Jonathan hatte viel Verständnis für die sozialpolitische Situation der Einheimischen, und doch fühlte auch er sich jetzt ausgenutzt von Fatima.

Auch vermisste er gute und interessante Gespräche mit ihr. Es schien, als würde sie nichts interessieren außer Kleidern, Geld und Sex. Sie sprach schlecht englisch und hatte nur eine minimale Schulbildung.

»Möchtest du nicht etwas lernen, eine Ausbildung absolvieren?«, hatte er sie einmal gefragt und mit dem Gedanken spekuliert, sie dafür finanziell zu unterstützen. Aber sie hatte den Kopf geschüttelt und voller Überzeugung gesagt: »Nein, ich nicht brauchen. Ich habe dich!«

»Und was ist, wenn ich mal nicht mehr da bin?«, hatte er gefragt. Dann hatte sie ihm den Finger auf den Mund gelegt und gesagt: »Du ein guter Mann, immer bei mir bleiben.«

Jonathan hatte schon vor einer Weile eingesehen, dass er sie nicht ändern konnte, weder sie noch die Leute, mit denen er hier lebte.

Aber das war auch in Ordnung so. Schließlich war er ja als Fremder in ihrem Land, und er respektierte ihre Art und Weise.

Vinnie war unterwegs zu Lucias Cottagepark. Das Gespräch mit Jonathan hatte ihn alarmiert! Er musste unbedingt vermeiden, dass die beiden sich trafen! Niemals durfte Jonathan erfahren, dass Vinnie und Lucia sich schon längstens angefreundet und einige Zeit zusammen verbracht hatten. Auch durfte Lucia keinesfalls erfahren, dass Jonathan sie überall suchte! Die Geldquelle musste gesichert bleiben!

Also begab sich Vinnie schnellen Schrittes zum Eingangstor und gab dem Torwächter den Auftrag, Lucia zu holen, er müsse sie unbedingt sprechen.

»Was gibt es denn?«, fragte Lucia, als sie, mit nur einem farbigen Tuch bekleidet, den Weg entlangkam.

»Ich muss dich sprechen, aber das geht nicht hier«, sagte Vinnie aufgeregt, »Kannst du bitte mitkommen, wir gehen in eine Bar.«

»Ok, warte«, antwortete Lucia und spürte, dass es offenbar wichtig war. Sie kehrte zu ihrem Cottage zurück, zog ein Kleid über und nahm etwas Geld mit. Es war selbstverständlich geworden, dass

sie jeweils dafür bezahlte, wenn sie mit Vinnie irgendwohin ging.

Als sie sich in der nächsten Bar am Tisch gegenüber saßen, schaute sie neugierig in Vinnies Augen. Was konnte so dringend sein? Sie bestellte ein Soda für Vinnie und einen Kaffee für sich selbst.

»Also, was gibt es so Dringendes, das du mir sagen willst?«, eröffnete Lucia das Gespräch.

Vinnie blickte unruhig nach allen Seiten, dann sagte er leise: »Jonathan hat dich gesehen, als du beim Fruchtekaufen warst!«

»Oh, warum hatte er nicht gerufen?«

»Er war im Matatu, konnte nicht aussteigen.«

»Und jetzt, kann ich ihn bald sehen?«, fragte Lucia sichtlich aufgeregt.

»Nein, das ist keine gute Idee«, erwiderte Vinnie trocken.

»Warum nicht?« Erstaunt schaute sie ihn an.

»Weil Jonathan sehr verärgert ist über dich.«

»Was? Warum denn?« Lucias Stimme war hoch und schrill.

Der Kellner reichte Vinnie das Getränk über den Tisch hinweg und stellte den Kaffee vor Lucia hin, dabei verschüttete er ein wenig davon. Lucia wiederholte ihre Frage, diesmal sehr eindringlich.

Vinnie ließ sich Zeit mit der Antwort, bis der Kellner verschwunden war. Dann sagte er:

»Jonathan glaubt, du bist hier, um ihm sein neues Leben zu zerstören.«

»Häh?« Lucia blieb die Spucke weg.

»Ja, weißt du, Jonathan will ja nichts mehr wissen von dir. Deshalb ist er aus der Schweiz nach Kenia gekommen. Jetzt hat er Fatima und mit ihr das Restaurant. Du bist da einfach hinein geplatzt und hast ihn gestört. Seither gibt es Probleme mit Fatima.«

»Aber ...«, Lucia spürte, wie alles Leben aus ihr herausfloss. »Jonathan will nichts mehr wissen von mir?«, fragte sie verwirrt und kämpfte mit den Tränen.

Vinnie schaute ihr in die Augen.

»Das kann ich nicht glauben. Ich will selbst mit ihm reden«, sagte sie entschlossen und trank ihren Kaffee mit einem Schluck herunter.

»Nein, Lucia, mach das bloß nicht!« Vinnie ergriff ihre Hand.
»Du kennst Fatima nicht. Sie ist sehr eifersüchtig!«

»Ja, bin ich langsam auch«, sagte Lucia zornig, »das kann ja wohl nicht so schlimm sein!«

»Oh doch, weißt du, sie hat überall Freunde. Die beschützen sie. Sie hat diesen Freunden gesagt, dass sie dir etwas antun sollen, wenn du versuchst, ihr Jonathan wieder wegzunehmen.«

»Aber, ich will ihn ja gar nicht wegnehmen, nur wenigstens mal endlich mit ihm reden!«, trotzte Lucia.

»Für Fatima ist das schon genug!«

Lucia blickte betroffen ins Weite: »Aber, was soll ich denn machen?«, fragte sie.

Vinnie saugte an seinem Strohhalm. Dann blickte er ihr direkt in die Augen und sagte beschwörend: »Warte ein wenig. Gib mir ein bisschen Zeit, und ich werde versuchen, Fatima und Jonathan zu beruhigen. Dann kann ich ein Treffen für euch organisieren«, sagte Vinnie sehr selbstsicher.

»Du meinst, es ist wirklich zu gefährlich, wenn ich das selbst mache? Ich meine, er ist immerhin noch mein Ehemann!«

»Lass mich dir etwas erzählen«, sagte Vinnie mit gewichtiger Miene. »Fatima hat eine Schwester. Die hatte einen Freund. Ein anderes Mädchen war interessiert gewesen an ihm und hatte ihn ihr ausspannen wollen. Fatima hat dieses Mädchen fast umgebracht ... was glaubst du, wird sie erst tun mit dir?«

Lucia schwieg und fühlte, wie es ihr kalt den Rücken hinunterlief.
»Was seid ihr für unmögliche Menschen!«, sagte sie empört!

»Das ist Afrika!«, lächelte Vinnie. Dann beugte er sich zu ihr hin und flüsterte: »Schau, ich beschütze dich. Ich verspreche dir, dass dir nichts geschehen wird, aber gib mir genug Zeit, sodass ich alles organisieren kann. Ich werde dir sagen, wenn es so weit ist.«

Lucia blieb nichts weiter übrig, als zuzustimmen. Sie legte geistesabwesend das Geld für die Getränke auf den Tisch und erhob sich. Niedergeschlagen und verwirrt ging sie nach Hause. Vinnie betrachtete sie von der Seite, dann legte er beschützend den Arm um

sie und sagte: »Alles wird gut, vertrau mir, Lucia.«

»Wie?«, fragte sie misstrauisch.

»Ich bin Kenianer. Ich weiß, wie die Dinge hier laufen.«

Sie antwortete nicht. Sie wusste nicht, was sie von all dem, was sie gehört hatte, halten sollte. Es klang alles so unglaublich, so verwirrend.

Inzwischen waren sie beim Tor angelangt und Lucia verabschiedete sich kurz.

Vinnie blieb am Eingang stehen und schaute ihr lange nach. Er hatte einen zufriedenen Ausdruck auf seinem Gesicht.